Nummer 8 Mittwoch, 7. Januar 1925

Berliner Familien-Zeitung

Das Mahl des Hasses

VON VICTOR HELLING

11. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Vor ihm hatte Brutus Ledenhart gestanden, heimgekehrt von seinen rastlosen Kreuz- und Querzügen, und hatte ihn einen Eidbrecher geschimpft. Mit flammenden Wangen hatte er ihn beschimpft und gedroht, daß die Rache nicht ausbleiben werde. „Und nicht nur, weil du die Partei verraten hast . . ." — das scharfgeschnittene Gesicht, das einem Nordseelotsen hätte gehören können, hatte gewetterleuchtet — „auch um ihretwillen, die du kaltherzig verstießest. Laß dir's durch mich von ihr bestellen!"

Hanna Küttersen war Ledenharts Frau geworden. Mit ihr setzte anfangs Brutus Ledenhart sein unstetes Wanderleben fort. Das Bismarckische Berlin war kein Boden für ihn. Wegen Verbreitung von verbotenen Flugblättern, deren Einschmuggelung nach Deutschland er übernommen hatte, kam er mit den Gerichten in Konflikt, wegen unbefugten Waffentragens zur Zeit des Hochverratsprozesses, in den er angeblich verwickelt sein sollte, wurde er sogar aus der Reichshauptstadt ausgewiesen. Seine Spur führte nach Leipzig, nach Barmen, nach München. Er bekam einen Namen über seine eigene Partei hinaus. Aufsätze und Uebersetzungen aus seiner Feder erregten Aufsehen, seine Korrespon, denzen fanden sich in Zeitschriften auch andersgläubiger Richtungen wiedergegeben, der Katalog seiner Werke wuchs auf eine stattliche Nummerzahl. Die Parteigänger sahen in ihm ihren kommenden Führer. Bernhard Lüttwein aber hatte anscheinend Ruhe vor dem Manne, der ihm mit Vergeltung gedroht hatte . . . allerdings nur anscheinend. Er wußte natürlich, daß die vom offenen Markt zurückgedrängte Agitation unter der Hand, in Werkstätten, Schenken, auf Landpartien und so weiter, rührig fortgesetzt wurde. Er wußte auch, wem es die Pfullmannsche Fabrik zu verdanken hatte, als es eines Tages zu Arbeitseinstellungen kam. Daß die verhetzten Leute damals nicht durchdrückten, war eine andere Sache. Es folgten Entlassungen und Angriffe in der linksstehenden Presse, zugleich die ersten versteckten Andeutungen, daß mit der Firma Fritz Pfullmann u. Cie. schon noch abgerechnet werden würde. Das Wochenblatt „Der Sozialdemokrat" schloß einen auf die Moabiter Fabrik gemünzten Artikel mit den Worten: „Wir werden richten des Hasses Mahl!"

Als Bernhard diese Worte las, erbleichte er vor Wut. Er kannte sie nur zu gut: es waren seine eigenen Worte . . . ein Vers aus dem Jugenddrama, in das er Zeile für Zeile dereinst Brutus Ledenhart eingeweiht hatte. Unter den „Projektenmachern" waren sie zum geflügelten Wort geworden. Das Drama selbst hatte den Titel: „Das Mahl des Hasses" geführt.

Seitdem wußte Bernhard Lüttwein, daß sein Feind wachte.

Aber wieder sollten Jahre ins Land gehen, ohne daß der Federfuchser Ledenhart, wie ihn der alte Fritz Pfullmann nannte, ein neues Lebenszeichen von sich gab. Dann brachte ein häßlicher Vorfall Bernhard Lüttwein aufs neue zum Bewußtsein, daß die Ledenharts nichts vergessen hatten. Eines Morgens kehrte seine Frau zitternd und verstört mit Utta von einem Spaziergang aus dem Tiergarten heim. Es war zwei Jahre nach Fredas Geburt. Hermine Lüttwein war von einer Person angestoßen und niederträchtig beschimpft worden. Ein Schutzmann war ihr zu Hilfe gekommen und hatte die Schimpfende festgestellt. Zu einem gerichtlichen Nachspiel aber kam es nicht. Das schmähsüchtige Frauenzimmer hieß Hanna Ledenhart. Frau Hermine erfuhr von ihrem Mann, welche Rolle dieses Weib in seinem Leben gespielt hatte. Es gab Tränen, aber Frau Hermine benahm sich wunderbar. Bernhard Lüttwein vergalt es ihr durch doppelte Liebe.

Und noch ein anderes Gutes schien der garstige Auftritt gewirkt zu haben. Ledenhart hielt sich ruhig. Hatte er die Großmut verstanden, die seiner Frau einen Beleidigungsprozeß ersparte?

Bernhard Lüttwein richtete sich im Sessel auf. Mit den Händen hielt er den Rand des Schreibtisches. Sein Gesicht war rot. Dunkel hob sich die Narbe hervor, die vom linken Ohr in die Wange hineinlief. Keine Waffe hatte sie hervorgebracht. Sie rührte her von einer Verletzung durch einen spitzen, abgestorbenen Kiefernzweig; er hatte sie sich in einem wilden Lauf durch den Wald in Garmisch geholt . . . bei einem sinnlosen Laufen, wo er die ganze Welt wie durch einen dichten Nebel gesehen hatte, war er in den spitzen Sparren hineingetaumelt, und in den Ohren hatte ihm ein Furienruf geklungen: nicht „Eidbrecher", nein — alles Bisherige, vor der Garmischer Zeit, war just nur das Vorspiel gewesen — in seinen Ohren gellte noch der Ruf „Mörder!"

Hanna Ledenhart hatte ihn nicht ausgestoßen, aber Bernhard Lüttwein war dazu gekommen, als sie zu ihrer weiblichen Umgebung vor der aufgebahrten Leiche des Dr. August Ledenhart sagte: „Nun haben sie auch das Letzte noch getan. Wir kennen den Mann genau, der meinen Sohn in den Tod getrieben hat."

Und eine Frau sagte: „Dann ist er ein Mörder."

Bernhard Lüttwein wich zurück, oder die Leute der Trauergesellschaft waren, schien es ihm, vor ihm zurückgewichen. Brutus Ledenhart, dessen struppiges Haar auf dem Totenkopf ergraut war, schloß vor ihm mit eisiger Miene die Tür. Vor der Ueberführung des Toten aber bekam Lüttwein den Kameraden doch noch zu sprechen. Er überwand sich und wollte Ledenhart die Hand reichen. Ledenhart übersah sie. Trotzdem wählte Lüttwein die intime Anrede von einst: „Brutus, höre mich an, bevor du verdammst!"

Ledenhart schien eine Sekunde unschlüssig, ob er der altbekannten Stimme nachgeben sollte, doch alles, was zwischen ihm und dem einstigen Freunde stand, all das, was jener ihm versprochen und nicht gehalten hatte, die Abtrünnigkeit, das Spiel mit Hanna Küttersen, Lüttweins Reichtum und Glück und nun zuguterletzt der unheilvolle Schluß — nein, und aber nein! es gab keine Brücke! Und er zog die Hand zurück. Er redete Bernhard Lüttwein nicht mit dem alten Du an.

„Zwischen uns ist nichts zu verhandeln. Der hinterlassene Brief des Toten sagt alles. Sie wissen vielleicht selbst nicht, was Sie angerichtet haben —"

„Ich —"

(Fortsetzung folgt.)

Kultur und Zivilisation

Von

Dr. Hellmuth Falkenfeld

Der Mensch will leben, und er will mehr als leben. Leben will er wie jedes Lebewesen, er will sich am Leben erhalten, er will lebendig sein. Dazu braucht er Nahrung, Kleidung, Wohnung, Stillung der animalischen Begierden. Aber der Mensch will mehr als das. Er will, wenn es ihm nun gelungen ist, sich am Leben zu erhalten, auch dies Leben in würdiger menschlicher Weise erfüllen. Der bloßen Form der Lebendigkeit will er einen vernünftigen Inhalt geben. Dadurch unterscheidet er sich im wesentlichen von den niedrigeren Lebewesen. Das Bedürfnis, die Form des Lebens mit einem Inhalt zu erfüllen, fühlt übrigens jeder Mensch, der es nicht mehr nötig hat, sich am Leben zu erhalten. Auch wenn er das Leben nicht mit einem edlen, vernünftigen, würdigen Inhalt zu erfüllen bestrebt ist, so sucht er doch — schon um der Langeweile zu entgehen, aus „Zeitvertreib" — einen Inhalt diesem Leben zu geben, und sei es auch nur durch Kartenspielen oder Fliegenfangen.

Wie es dem einzelnen geht, so geht es der Gesamtheit. Auch die Gesamtheit will leben, und sie will — mehr oder minder würdig — mehr als leben. Auch die Gesamtheit muß zunächst für ihre Existenz sorgen, das heißt dafür, daß die Menschen ihrer Gemeinschaft am Leben erhalten werden, und sie muß zweitens ihren Mitgliedern auch einen Lebensinhalt geben können. Hier nun wird der Unterschied von Zivilisation und Kultur leicht klar. Zivilisation zeigt das Maß an, durch das eine Gemeinschaft sich am Leben zu erhalten versteht, Kultur zeigt die Höhe des Lebensinhalts an, den eine Gemeinschaft sich zu geben weiß. Die Form, in der die Gemeinschaft für ihre Existenz oder besser für die Existenz ihrer Mitglieder sorgt, ist die Wirtschaft. Eine schlechte Wirtschaft führt darum zur Verschlechterung der Existenz der Wirtschaftenden. Die Wirtschaft ist aber im wesentlichen — wenn auch nicht allein — abhängig von der Qualität der Technik, die die wirtschaftlichen Instrumente besitzen. Technik und Wirtschaft also bestimmen recht wesentlich die Existenzhöhe einer Gesellschaft, bestimmen die Zivilisation. Sie bestimmen aber noch nicht unmittelbar die Kultur. Dies ist sehr wichtig zu erkennen. Denn häufig genug wird Zivilisation und Kultur hier verwechselt. Und häufig genug glaubt man, aus der Art, mit der eine Gesellschaft sich am Leben zu erhalten weiß auch einen direkten Schluß ziehen zu dürfen auf die Kulturhöhe dieser Gemeinschaft. Es kann aber ein Volk oder eine Gesellschaft aufs höchste zivilisiert sein, das heißt in Technik und Wirtschaft an erster Stelle stehen und braucht darum gar keine Kultur zu besitzen. Ein Beispiel: Es ist eine Gemeinschaft denkbar, in der die Lebensmittel billiger sind als in allen anderen Ländern, in der die Eisenbahnen am schnellsten und zugleich am sichersten fahren, in der die Hausreinigung so sehr maschinell geworden ist, daß nicht mehr ein Mensch damit den ganzen Tag beschäftigt ist, sondern daß einige wenige Handgriffe das Werk verrichten, das früher in stundenlangem Arbeiten ein dienstbarer Geist leisten mußte. Und doch braucht diese Gesellschaft gar keine Kultur zu besitzen. Sie wird sie nämlich nicht besitzen, wenn die Menschen dieser Gemeinschaft nicht ihre freigewordene Zeit dazu benutzen, das Leben würdig zu leben, das heißt, sich den Angelegenheiten des Geistes, der Kunst, der Wissenschaft, der Forschung, der Veredelung des Menschengeschlechts im Sinne der Bildung zu widmen. Und umgekehrt wird es eine Gemeinschaft geben können, die in ihrer Zivilisation, also in Technik und Wirtschaft, sehr zurückgeblieben ist, aber in ihrer Kultur zivilisiertere Völker weit übertrifft. Und auch Beispiele sind hier nicht schwer zu finden. Amerika, das Land der Zivilisation, Rußland, das Land der Kultur. Dort höchste Entwicklung dessen, was zum Leben nötig ist, der Maschinen, der Fleischereien, der Wohnhäuser, der Automobile. Hier bei geradezu kümmerlicher Ausbildung der Existenzmittel höchste Bewußtwerdung des Lebenssinnes, der göttlichen Sendung des Menschen. Amerikas Repräsentant ist Henry Ford, dieser vielleicht genialste Wegbereiter der Zivilisation; Rußlands schenkte uns einen Tolstoi und vor allem einen Dostojewski, dessen Dichtungen Menschen schildern, die sich kaum am Leben zu erhalten wissen, die aber aufs tiefste den Sinn des Lebens erfassen.

Wenn wir uns zwischen Kultur und Zivilisation zu entscheiden haben, so werden wir uns fraglos auf die Seite der Kultur stellen müssen. Damit verliert jedoch die Zivilisation keineswegs ganz ihre Bedeutung. Sie ist nötig, um der Kultur zu dienen. Dienen kann sie der Kultur freilich nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar. Insofern nämlich die Zivilisation wesentlich dazu beiträgt, den Kampf des Menschen mit der Natur zu erleichtern, ihn also unabhängiger zu machen von den Sorgen und Lasten der irdischen und materiellen Welt, dient sie indirekt auch denjenigen, die überhaupt aus der Materie des Lebens herausstreben weil sie ihre Aufgabe darin sehen, dem Leben einen würdigen Sinn zu geben.

Vom alten Rohlfs

Von

Julius Bab

Vor kurzem ist der Maler Christian Rohlfs 75 Jahre alt geworden, und hier und da haben die Kunstweisen dieses Jubiläums gedacht und von der Bedeutung dieses Mannes gesprochen, der jahrzehntelang einer der namhaftesten deutschen Impressionisten war, um — mehr als 60 Jahre alt — plötzlich in ein neues Geleise zu springen und — nicht hinter dem Expressionismus herzulaufen, sondern ihm als einer seiner kühnsten Führer, einer der Jüngsten unter den Jungen voran zu gehen! Das ist alles gut und recht; aber es muß auch einmal die Rede sein von jener außerordentlichen Lebenskraft, die hinter dieser Kunstleistung steckt. Man darf an solch einem Jubiläum daran erinnern, daß diesem Rohlfs nicht nur ein Kapitel in der Geschichte der deutschen Malerei gebührt, sondern auch eine stattliche Seite in der deutschen Menschengeschichte. Ein solcher Verjüngungsprozeß, der echte Kunst nicht etwa bloß interessante Spielerei zeitigt, der jetzt eine Lebenskraft von ungeheurer Stärke voraus. Und wirklich, der alte Rohlfs ist ein Phänomen!

Ein holsteinischer Bauernbursche ist er, und die Kraft, die Zähigkeit, der helle Lebenstrotz eines Bauern sitzt noch heute in seinen Augen. Dabei hat er ganz früh ein Bein verloren und stampft mit einem Holzbein durch die Welt. Seinen Humor hat das nicht im mindesten berührt; auch das er heute nicht mehr gut hört, macht ihm wenig aus — solange er nur seine Arbeit schaffen kann! Vom Hellwerden bis zum Dunkelwerden steht er an seinem Werk, und malt und zeichnet und radiert, und solange das funktioniert, ist er auch bei guter Laune. Er hat die volle Besessenheit der großen Künstler, aber nicht die düstere, dämonische, sondern die siegreich helle.

Ein ganzes Menschenalter hat er in Weimar gesessen. Als Kunstschüler kam er dorthin, vor 50 Jahren, mit Max Liebermann zusammen. Dann ist er als Meister dort sitzen geblieben. Und der prachtvolle impressionistische Schilderer der weimarischen Landschaft wurde in der Kunstwelt sehr geliebt und geachtet. Wesentlich weniger freilich vom weimarischen Hof, der sich bekanntlich in den letzten Jahrzehnten durch eine besonders rohe Kulturlosigkeit auszeichnete. Der alte Rohlfs erzählt selber aus den letzten Jahren seines weimarischen Aufenthalts, als er schon die im neueren Sinne modernen Bilder zu malen begonnen hatte: da erschienen eines Abends großherzogliche Lakaien bei ihm, um etliche seiner Gemälde aufs Schloß zu holen zur Besichtigung durch eine dortige Abendgesellschaft. Rohlfs dachte einen Augenblick lang, daß bei den hohen Herrschaften plötzlich künstlerisches Verständnis zu dämmern angefangen habe. Aber bald genug erfuhr er, daß der Großherzog seinen Gästen einen besonderen Spaß versprochen habe, und daß er diese „verrückten Bilder" extra holen ließ, damit man sich vor Lachen ausschütten könne. Was denn auch geschah.

Nun, dem Maler, der ganz und gar in seiner Kunst wohnte, machte auch das nicht viel aus. Immerhin: daß solche Erfahrungen nicht geeignet waren, ihn mit zärtlichen Banden an Weimar zu fesseln, wird man verstehen. Der westfälische Kunstfreund Osthaus gründete in Hagen sein Folkwang-Museum zu besonderer Pflege der modernen Kunst, und Rohlfs folgte seinem Ruf dorthin. Er bezog ein paar Giebelstuben in dem Museumsgebäude. Das ist nun auch schon wieder ein halbes Menschenalter her. In dieser Giebelstube sitzt er heute noch. Der ganze kostbare Inhalt des Museums ist nach dem Tode von Osthaus verkauft worden, ist nach Essen hinübergewandert, das mit dem Geld seiner Kohlenbarone Hagen leicht ausstechen konnte. Wo früher die japanischen Bronzen standen und die Bilder von Renoir und van Gogh hingen, sind jetzt die Schalter und die Pulte eines Industriebureaus zu sehen. Aber mitten in dieser tristen Verwandlung blieb eines übrig: der alte Rohlfs! Das hat er keineswegs ohne Kämpfe dem mächtigen Kapital noch abgetrotzt. Da sitzt er oben in seiner Giebelstube, der letzte lebendige Rest von Osthaus Erbe, das künstlerische Licht über den Rauch der Stadt Hagen. Da sitzt er und malt.

Vor wenigen Jahren hat der alte Rohlf (und zwar zum ersten Male in seinem Leben) geheiratet! Eine rüstige, heitere und gescheite junge Frau, mit der er aufs beste Haus hält. Seine Produktion ist gerade in den letzten Jahren unermeßlich; und wenn hin und wieder einmal die nicht mehr ganz tadellose Gesundheit einen Stillstand erzwingt, so bringt verdoppelte Energie in den gesunden Tagen alles wieder ein. Und es entstehen Oelbilder und Aquarelle, Steinzeichnungen und Radierungen — groteske Figurinen, großzügige Landschaften, und vor allem jene herrlichen Blumenstücke, die bald wie feurige Granaten zu zerspringen, bald wie eine süße Musik hinzuschwinden scheinen. — Der alte Rohlfs malt und ist „fröhlich in seiner Arbeit". Es ist schon zu glauben, was ältere Bekannte von ihm erzählen: Dieser unverwüstliche Bauernkerl, dieser tiefgewurzelte graue Baumstamm, dies unerschöpfliche Stück Natur — er hat Gott und den Teufel im Leibe! In früheren Tagen, wo rüstige Streitgespräche mit guten Freunden noch alkoholisch belebt wurden, soll es gar nicht selten vorgekommen sein, daß Rohlfs in der Hitze des Gefechts sein Holzbein abgenommen und zur Bekräftigung seiner Worte donnernd auf den Tisch geschlagen habe. Dergleichen geschieht heute nicht mehr; aber an jedem gesunden Tag steht nach wie vor, vom Hellwerden bis zum Dunkelwerden, der Fünfundsiebzigjährige an seiner Arbeit und ist ihrer froh. Und wer ihn da einmal gesehen hat, mit listigem Blick und behaglichem Schmunzeln, die Zigarre zwischen den Zähnen und den Griffel in der Hand, der vergißt ihn nicht. Der denkt an ihn wie an eine der seltenen starken Bürgschaften dafür, daß dies Leben einen Sinn haben kann, und daß es sich lohnen muß, auf dieser Welt zu sein!

Schwager oder Gatte?

Vor einem New-Yorker Gericht schwebt gegenwärtig ein seltsamer Prozeß. Herr Harry Morgan, Handlungsreisender von Beruf, wird von seiner Frau der Bigamie beschuldigt. Er selbst protestiert lebhaft gegen diese Anklage und erklärt, die erboste Frau sei gar nicht seine Gattin, sondern seine Schwägerin. Das hänge folgendermaßen zusammen: Sein Bruder sei in Frankreich bei einem Automobilunglück ums Leben gekommen, und da er nicht gewagt habe, der armen Witwe die Trauernachricht zu bringen, habe er einfach die Stelle seines Bruders übernommen, ohne daß die Frau oder die Kinder etwas davon merkten. Nach einiger Zeit habe er sich jedoch in eine junge Dame in einer benachbarten Stadt verliebt und sie geheiratet. Er verbrachte nun immer fünf Tage bei seiner neuen Frau und zwei Tage bei seiner Schwägerin, bis diese Verdacht schöpfte und ihn anzeigte. Die Klägerin bestreitet entschieden, daß der Bigamist ihr Schwager sei, und erklärte ihn für ihren rechtmäßigen Gatten.

Dr. jur. Wilhelmine von Holland. Der Senat der Universität zu Leyden hat im Hinblick auf das 350jährige Bestehen der Leydener Hochschule die Königin von Holland zum Ehrendoktor der Rechtswissenschaften ernannt. Die feierliche Promotion wird am Montag, 9. Februar, in der Peterskirche zu Leyden vor sich gehen, gehen.

„. . . sie wird dich in die Ferse stechen." Der französische Bischof, der mit dem apostolischen Vikariat der Elfenbeinküste betraut ist, Monsignor Moury, ist nach einer Meldung aus Dakora von einer giftigen Schlange gebissen worden. Eine schleunige Injektion hat die Folgen etwas gemildert.

Josef Capeks neues utopistisches Drama „Das Land der vielen Namen" wurde zur deutschen Uraufführung im Januar von der Intendanz des Stadttheaters Freiburg i. Br. angenommen. Den Bühnenvertrieb hat der Verlag „Die Schmiede" A.-G., Berlin W. 35, Magdeburger Straße 7.